

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 60.

Freitag, 12. März

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

I.

Kast über Nacht war es Frühling geworden. Nach einem winterlichen März, dem ein ungewöhnlich kalter April gefolgt war, wehten eines Tages plötzlich milde Westwinde. Sie strichen über Büsche, deren Knospen unter dem schmeichelnden Hauch willig ihre Hülle öffneten, sie rauschten ermunternd durch die Kronen der Kastanien und Linden, die in großer Menge die Straßen und Plätze der kleinen Stadt schmückten, dem Schloßberg aber setzten sie ganz besonders zu. Denn hier war der Thron des Frühlings. Von hier aus mußte er überzeugend dartun, daß er seinen grimmigen Feind endgültig besiegt habe.

Mit dem ganzen Angestüm des Eroberers befestigte er seine Macht. Sein ganzes Gefolge war zur Stelle. Die Springen schimmerten zartblau und dufteten schwer, der Goldregen, der Schachmeister des Frühlings, zeigte den ganzen verlockenden Reichtum, der seinem Gebieter zur Verfügung stand, und Nacht für Nacht bestückten unsichtbare Dienerinnen die grünen Teppiche mit Weissen, Maiglöckchen und dem Krotus. Und eines Abends — es war Mitte Mai — sangen die Nachtigallen der nach langem Schlaf erwachten Rose das Einzugslied. Am nächsten Morgen war sie erblüht, und nun waren den Menschen die letzten Zweifel genommen. . . .

Es war ein Jubelieren in der Luft und auf der Erde. Selbst der Griesgrämigste trug ein heiteres Gesicht zur Schau; nicht selten stieg ein Gesang zur Höhe. So zum Beispiel in einem Hause am Sandweg. Hier standen an der Seite links vom Eingang die Fenster offen, und aus ihnen quoll ein Lied nach dem anderen in die wonnige Luft.

Eine besahnte Frau trat aus dem Nachbarhause, lautete wohlgefällig der Stimme und kam dann näher. „Na, Lisbeth“, sagte sie, vor einem Fenster stehen bleibend, „Ihnen hat's wohl auch der Frühling angetan.“

Die Angesprochene, ein blondes, junges Mädchen von etwa zwanzig Jahren, lachte, ließ sich in ihrer Arbeit am Plättbrett aber nicht stören.

„Da muß man ja fröhlich sein, Frau Zahle“, antwortete sie, eine Stirnlocke aus dem erhitzten Gesicht zurückstreichend.

Sie unterhielt sich eine Weile, dann ging die Nachbarin wieder davon, und von neuem summt sie: „Fischerin du kleine“, schwoh an und wurde zu einem Geschmetter, das alle Kanarienvögel in der weileren Umgebung neidisch machte.

Mit einem Male brach die Sängerin ab. Über ihr Gesicht, das eben noch heimlich gelächelt hatte, glitt ein Schatten, eine Besorgnis stand in den Augen, und die Hand bremste den raschen Lauf des Bügeleisens.

Sie horchte. Und dann verließ sie das Zimmer, überschritt den engen Flur und betrat einen Raum, der eine Schuhmacherwerkstatt darstellte.

Beim Eintreten des jungen Mädchens hob der Mann, der dort untätig an seinem Werkstück saß, den Kopf und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf.

„Habe ich dich gestört, Vater?“

„Nein. Wodurch, Lisbeth?“ Die Stimme klang leise und ein wenig müde.

„Ich habe so laut gesungen.“

„Das hab' ich gehört. Aber wie kann mich das stören! Du bist doch jung, warum sollst du nicht singen?“

Lisbeth Schellbruch betrachtete sorgend und liebevoll den grauen Kopf, der sich tief über die Arbeit senkte.

„Warum“ inst du nicht auch mal fröhlich sein, Vater?“ fragte sie plötzlich.

Schellbruch richtete sich auf, ein unsläufiger Ausdruck hegte sein bärziges Gesicht.

„Wie kommst du zu der Frage, Lisbeth? . . . Das hast du mich noch nie gefragt.“

„Nein. Aber heute . . . es ist alles so hell und licht. Ich singe. Die Menschen, die vorübergehen, nicken mir zu und machen alle ein sonntägliches Gesicht. . . . Du sitzt hier und nimmst teil an nichts.“

„Laß das, Kind“, wehrte Schellbruch nach längerem Schweigen ab. „Habe ich jemals geklagt? . . . Nein, und deshalb . . .“ er machte sich wieder an seine Arbeit. „Singe nur“, sagte er nach einer Weile, „ich hör' es ganz gern.“

Das war ein Wink, daß er allein zu sein wünschte. Aber seine Tochter blieb. Sie schritt langsam durch die Werkstatt, in der das Sonnenlicht bis in die letzten Winkel leuchtete; vor einem kleinen Bilde in schlichtem Rahmen blieb sie stehen. Die verstorbene Mutter! Ein Frauengesicht voll Leben und Heiterkeit. Lisbeth wandte sich nach längerem Betrachten des Bildes um und trat entschlossen auf ihren Vater zu.

„Vater“, sagte sie halblaut, „es ist vielleicht nicht nur der schöne Tag, der mich so froh macht.“

„Was denn noch?“

Da gestand sie, daß sie sich gestern abend verlobt habe.

„Verlobt? . . .“ Eine Fassungslosigkeit sprach aus seinen Augen. „Mit wem denn? . . . Kenn' ich ihn?“

„Mit Hans Witt.“

„Mit dem Sohn des Bäckermeisters?“ Seine Tochter nickte. „O, Lisbeth, das wird kaum dein Glück sein! . . . Du mußt mich recht verstehen“, setzte er in großer Unruhe hinzu, „gegen den jungen Witt will ich nichts gesagt haben. Man soll überhaupt nie etwas über seine Mitmenschen reden, wir haben alle so viel mit uns selbst zu tun. Beherzige das, Lisbeth. . . . Auch der alte Witt ist ein Ehrenmann. Daß er mit seinen Kindern hoch hinaus will, ist sein gutes Recht, wenn er hat es zu etwas gebracht. Er ist vermögend, er bekleidet Ehrenämter. — Weißt er von dieser Verlobung?“ unterbrach er seinen Redefluß, den das junge Mädchen mit Staunen verfolgt hatte.

„Noch nicht.“

Schellbruch atmete hörbar auf.

„Nun, dann ist es ja noch Zeit.“

„Wozu, Vater?“

„Um eure Verlobung rückgängig zu machen.“

Das junge Mädchen trat einen Schritt zurück; in heller Angst blickte sie auf den Alten.

„Aber, Vater! . . . Das ist doch wohl nicht dein Ernst?“

„Doch, Elisabeth.“ Er sann lange vor sich hin. „Man muß nicht zu hoch hinaus wollen. Man muß immer in den Grenzen bleiben, die einem durch Herkunft und Erziehung gesteckt sind. Ich habe viel nachgedacht in meinem Leben, bei meiner Arbeit und in stillen Stunden.“

„Ja, Vater . . . aber was ist denn dabei, wenn ich Hans Witts Frau werde“, sagte die Tochter; man sah es ihr an, daß ihr das Weinen nahe war. „Hans selbst ist so einfach, seine Mutter ebenso, und . . .“

„Und . . .?“ Schellbruch sah die Sprecherin aufmerksam an. „Der zweite Sohn studiert auf den Doktor, die Tochter ist die Frau eines reichen Ziegeleibesizers. Rein“, schloß er, wie mit seinen Einwendungen zufrieden, „es ist ein Wagnis für dich, Elisabeth. Du wirst bei allen Leuten, die die Verhältnisse durchschauen, immer nur die Tochter des Gluckshusters Schellbruch bleiben.“

Da sah das junge Mädchen, bitter enttäuscht. Kein Wort der Freude hatte sie vernommen — nichts. Was sie anfangs selbst gefürchtet, in ihrem Glück aber weit von sich gehalten hatte, wurde ihr von dem Vater in nackter Wahrheit gezeigt. Allerdings: sie war nur die Tochter des Gluckshusters Schellbruch, den kein Mensch mehr beachtete. Sie litt schon lange unter diesem Zustand. Nicht, daß sie sich ihres Vaters schämte. Aber sie empfand sein ganzes Verhalten als etwas Unnatürliches, vollkommen Rätselhaftes. Sie hatte geglaubt, ihn durch die Nachricht von ihrer Verlobung aus seiner Teilnahmslosigkeit aufrütteln zu können — statt dessen dämpfte er ihr Glück, stürzte er sie in Unruhe und Zweifel, von denen er selbst beherrscht wurde. — Um alle Sangeslust gebracht, ging sie still hinaus.

II.

Als Schellbruch wieder allein war, ließ er die Arbeit, die er in seinen Händen hielt, sinken und gab sich seinen Gedanken hin. Es waren peinigende Gedanken, wie der Gesichtsausdruck bewies. Von Zeit zu Zeit wurde ein Seufzer laut, und der Kopf mit dem wirren, grauen Haar sank immer tiefer auf die Brust.

Dachte er an das, was er soeben vernommen hatte, und quälte es ihn, daß er seiner Tochter eine Glücksstunde getrübt hatte? . . . Oder sann er darüber nach, daß die Jahre auch an ihm vorbeigestrichen waren wie flüchtige Wolken? . . . Daß er auf dem besten Wege sei, alt zu werden? . . . Elisabeth hatte sich verlobt, Hermine, ihre Schwester, würde ihrem Beispiels gewiß bald folgen — und dann war er, der Vater, allein. Es neigte sich dann ein Leben, in dem die Sonne, die draußen auf der Gasse lag und alle Menschen froh stimmte, sehr wenig bedeutete hatte, das Trübe und Dunkle desto mehr. Die Augen des untätig Dastehenden füllten sich mit Tränen.

*

Vor fünf und zwanzig Jahren war Schellbruch in diese Stadt gekommen: als Handwerksbursche, der nicht mehr sein eigen nannte, als was er am Leibe trug. Er hatte um Arbeit gefragt und sie bei einem Schuhmacher Stehr auch gefunden. Der Meister hatte eine hübsche Tochter; sie und der Geselle, ein ernsthafter, nur etwas wortkarger Mensch, waren bald eins. Und obwohl der Meister sich gegen diese Verbindung sträubte, kam sie doch zustande. Das junge Paar blieb bei dem Vater, der wenige Jahre vorher seine Frau verloren hatte, wohnen. Der alte Stehr durfte noch einige Enkelkinder auf seinen Armen wiegen, dann legte er sich eines Tages und stand nicht wieder auf. Sein Schwiegersohn führte das Geschäft weiter. Der Nachlaß des Verstorbenen fiel an ihn und seine Frau; nähere Hinterbliebenen waren außer ihnen nicht vorhanden.

War Schellbruch von Anfang an ein in sich gefehrter Mensch gewesen, so steigerte sich diese Menschenjensei mit den Jahren immer mehr. Er war nicht eigentlich mürrisch, und wer ihn genauer kennen lernte, wurde bald gewahr, daß er es mit einem Menschen zu tun hatte, der im Grunde seines Herzens gut war und nur nicht die Gabe besaß, sich mitzuteilen. Er liebte seine Kinder, von denen nur zwei Mädchen am Leben blieben, aufs zärtlichste, ließ sich gegen seine Frau, die heiteren

Gemüts war und ihn wohl mal seiner Menschenfeindlichkeit wegen ausschalt, nie zu einem bösen Wort hinreißen, und war im übrigen das, was man mit solide bezeichnet. Aber diese Solidarität wurde ihm zu einem geschäftlichen Nachteil. Schellbruch verlor allmählich die Verbindung mit der Welt. Das Geschäft ging zurück, was zur Folge hatte, daß Schellbruch noch häufiger vor sich hinstarrte: düster, vergrämt, sich selbst quälend. Es kam so weit, daß seine resolute Frau sich auf eigene Füße stellte: sie eröffnete eine Feinwäscherei und fand bald den allerregsten Zuspruch. Ihre Erwartung, daß ihr Mann nun wieder Mut und Lebensfreude gewinnen werde, schlug völlig fehl. Nun plagte ihn wieder die fixe Idee, daß er als Mann und Vater keine Existenzberechtigung mehr habe, weil nicht er, sondern seine Frau den Lebensunterhalt der Seinen bestreite. Das war furios, und wer es hörte, schüttelte den Kopf. Er feiere und lumpe doch nicht! Wenn seine Frau mitverdiente, so sei das doch kein Grund, den Kopf hängen zu lassen! . . . Aber was nützt aller Zuspruch, wenn ein Mensch kein Selbstvertrauen besitzt oder es verloren hat! Schellbruch wagte bei Tisch kaum zuzulangen, er gönnte sich kaum noch Tabak und einen kleinen Frühstückskümmel; das einzige, was gelegentlich seine Augen aufleuchtete, war der Anblick seiner beiden Mädchen, die sich zu kleinen Schönheiten entwickelten.

Nach achtzehnjähriger Ehe starb Schellbruchs Frau. Die ältere Tochter, Elisabeth, führte nach dem Tode der Mutter das Wäschereigeschäft mit dem gleichen Erfolg weiter; ihre Schwester, die kaufmännisch vorgebildet war, bekleidete in der Eisengießerei eine gut bezahlte Stellung.

(Fortsetzung folgt.)

Das Goldstück.

Von Walter Appelt.

Ein Landstreicher, der ruhelos von Dorf zu Dorf zog — die Städte nach Möglichkeit meidend, ohne selber recht zu wissen warum —, hatte ein Goldstück gefunden. Ein blankes, blinkendes Goldstück, das einen guten Klang gab, wenn er es flach auf das Eisen eines am Feldrain stehenden Pfluges oder sonstigen Ackergeräts fallen ließ. Und so oft ein Sonnenstrahl durch die Wolken brach, zog der Landstreicher seinen Fund aus der Tasche, wiegte ihn im Handteller und schloß, über den eigenen Scherz lachend, die Augen, als sei er geblendet von so viel Glanz. Und wenn er sich rings allein wußte, dann spielte er, wie ein Kind, den reichen Mann. Dachte, daß all die Wiesen und Felder ringsum sein wären. Blicke wohlgefällig hinüber nach dem stolzen Herrenhaus und sah befriedigt den Rauch aus der Esse steigen. Was mag es, dachte er, heute als ersten und was als zweiten Gang, was zum Nachtsch und was zu trinken geben? — Dann sah er im Geist Dorfbewohner auf sich zukommen, die natürlich alle in seinen Diensten standen und ihn untertänig grüßen mußten. Leichtsin dankte er, meist nur zwei Finger zum Rückenrand hebend. Bei Kindern brummte er überhaupt nur etwas vor sich hin. Als aber der Landarzt in seinem Wägelchen gefahren kam und den Gutsherrn nicht minder ehrerbietig grüßte, als die Bauern es taten, da nahm er immerhin auch seinerseits die Mühe ab. Denn der Landarzt war ein studierter Mann. So behandelte der Gutsherr jeden, wie es ihm gebührlich schien.

Ah, es war herrlich, reich zu sein!

Und der Landstreicher war so wenig verwöhnt vom Leben, daß er es kaum drückend empfand, als er sich im nächsten Dorfe setzen mußte, wie wenig sein Reichthum ihm eigentlich nützen würde. In den ersten besten Bäderladen hatte er gehen und sich einmal satt und voll essen wollen. Aber das ging ja nicht. Wenn er sein Goldstück aus der zerrissenen Tasche brachte, dann würde nicht einer zweifeln, daß er es gestohlen habe. Die Ladentür würde man verriegeln und den Gendarmen rufen.

So war es gar nicht verwunderlich, daß der Landstreicher am Abend sein Goldstück, das er am frühen Morgen gefunden hatte, noch immer bei sich trug. Und daß ihm trotz seines Reichthums der Magen empfindlich knurrte.

Unter der Dorfklinde tanzte die Jugend, so leicht und beschwingt, als hätte sie gar nicht den ganzen Tag auf den Äckern und in den Werkstätten gearbeitet. Ein blinder Feiermann spielte auf einer verstimmten und in den hohen Tönen nicht ganz vollzähligen Drehorgel. Es waren alle bekannte Weisen, die infolge der merkwürdigen Sprunghaften Wiedergabe, die ganze Taktik durch knarrendes Geräusch ersehte, ganz sonderbar klangen. Doch schienen die Burschen

und Mäde das in ihrem Eifer entweder nicht zu hören oder wenigstens keinen Anstoß daran zu nehmen. Ja, wenn der Leiermann etwas Sangbares spielte — das Modernste auf seiner Walze schien etwa der „Bogelhändler“ zu sein — dann fiel es dem einen oder der anderen sogar ein, zum Tanz auch noch zu singen. Und es gab nicht mal einen Abten Zusammenklang.

Der Landstreicher drehte in der Tasche das harte, gute Geld zwischen den Fingern. Und dachte wieder, er sei der Gutsberr, der seinen Leuten — auf ihr devotes Bitten — diesen Tanz nach getaner Arbeit gestattet habe. Ja, mehr noch, der im Hinblick auf den guten Saatenstand oder weil er heute Geburtstag hatte, der Vorjugend ein regelrechtes Fest veranstaltete. Der hernach im Wirtshaus die Burschen mit Bier und Zigarren, die Mädchen mit Kaffee und Kuchen bewirtete. Und sich selbst unter sie setzen würde — dort neben die Blonde mit den gesunden, vom Tanz noch mehr geröteten Wangen — und ganz leutselig den einen oder die andere in ein Gespräch ziehen.

Ja, warum sollte er mit dieser Leutseligkeit nicht schon jetzt beginnen? Wenn er nun einmal keiner von den stolzen, unnahbaren Gutsberrn war? Warum sollte er nicht eben jene Blonde, die sich gerade vom Arm ihres Tänzers losmachte, zum nächsten Tanz auffordern? Warum sollte er ihr nicht die Freude machen?

Sie stutete zunächst, als sie seine Aufforderung hörte. Natürlich stutete sie — so was passiert einer Dorfmadg auch nicht alle Tage. Dann aber — lachte sie froh und herabsich — und tanzte mit ihm.

Der blinde Leiermann aber und sein Weib, das ihn spät am Abend heimgeholt hatte von der Linde, konnten sich nicht genug wundern, wie unter die Pfennige und Fünfer ein — Goldstück gekommen sein mochte. Bis der Leiermann die einleuchtende Vermutung äußerte, daß vielleicht der reiche Gutsberr heute Geburtstag habe oder bloß so gute Laune — vielleicht wegen des günstigen Saatenstandes. Und daß er darum gerade ihm, dem blinden Leiermann, mal eine ungewöhnlich große Freude habe machen wollen.

Die Dame mit dem schwarzen Reiter.

Von Selga Hennig.

In der Bar tobte die Jazzbande. Inmitten des tosenden Lärms sah Klaus Seidewitz und langweilte sich. Müde schaute er in das Gewoge. Fast sämtliche Tische waren besetzt. Ausgelassene Menschen überall. Kreischen hoher Frauenstimmen, Zigarettenrauch. In der Luft ein Brodem von Wärme und den Wohlgerüchen, die der stark parfümierten Damenwelt freigebig entströmen.

Klaus Seidewitz gähnte. Was konnte das Dasein ihm noch an Reizen bieten! Bis zum Überdruß hatte er genossen. Die kleinen Mädchen — immer dasselbe; reife Frauen — launisch; die Damen der großen Welt — zu anspruchsvoll. Und wenn auch Klaus vermögend, so verbrauchte er sein Geld lieber für sich allein, als die grundsätzlich leeren Hände einer Freundin damit bis ins Uferlose zu füllen.

Was es überhaupt noch ein Erlebnis für ihn, der mit seinen dreißig Jahren alaube, das Leben erschöpft zu haben? Nur eine Sensation, eine gewaltig erschütternde, konnte ihn retten.

Sich zu überzeugen, daß nichts in der Nähe, seiner Seelenruhe gefährlich zu werden, hielt er Umschau im Raum, wobei er am Nebentisch eine Dame im schwarzen Reiter bemerkte, deren Äußeres ganz dazu angetan, sein Inneres lebhaft zu bewegen. Eine blonde schlante Frauengestalt, pikant und schick, umgeben von einem gewissen Fludum abenteuerlicher Erregung und begleitet von einem eleganten Herrn von tadelloser Sportfigur, der, unauffällig und vornehm gekleidet, ein Gegner, mit dem der Kampf um das ewig Weibliche aufzunehmen sich lohnte.

Auch die Dame mit dem schwarzen Reiter hatte Klaus bemerkt, und das Rätseln, das ihr Mund zurückhielt, konnte wiederholt ihre Augen. Bald flogen Blide herüber, hinüber, die werdend und feurig in anmutigem Wechselspiel um die Wette glühten.

Als in übermütiger Laune eine Gesellschaft lustiger Gäste anfang, mit Papierschlangen zu werfen, benutzte Klaus geschickt die Gelegenheit, auf einen der Streifen einige huldigende Worte zu tribeln. Ein strahlender Augenaufschlag ermutigte ihn zu weiteren Angriffen.

Während der Begleiter der Dame mit dem schwarzen Reiter zum Mixer trat, um bei ihm ein neues Exzier zu erproben, schrie Klaus auf eines der flatternden schwirrenden Bänder: „Wann und wo darf ich Sie wiedersehen?“

Worauf schnellstens die Antwort erfolgte: „Morgen, 5 Uhr, zum Tee — Hotel Continental — Zimmer 114.“

Fast wollte ein kaltes Mißtrauen Klaus beschleichen, daß der so leicht geglätteten Annäherung. Aber andererseits, so moht zu siegen, verbannte die Freude über den Erfolg schließlich jeden Zweifel. Wie im Fieber sah er, trank und rauchte, bis die Dame im schwarzen Reiter mit ihrem Begleiter die Bar verließ. Tief tauchte noch einmal Auge in Auge, dann blieb Klaus mit seiner Sehnsucht allein.

Am anderen Nachmittag, pünktlich 5 Uhr, betrat Klaus das Zimmer Nr. 114. Bewehrt mit einem köstlichen Strauß erlesener Orchideen. Ein kostiges Gemach nahm ihn auf. Goldgelb verschleierte Lampen ergossen ihr mildes Licht über dicke Teppiche, kissenbetürmte Ottomanen, und beleuchteten in einer der Ecken den geschmackvoll gerichteten Teetisch. Tiefatmete Klaus im prideelnden Vorgefühl kommender Wonnen.

Beim Laut der sich öffnenden Tür zum Nebenzimmer wandte sich Klaus triumphierend und fand sich plötzlich dem — Herrn gegenüber, der die Dame mit dem schwarzen Reiter begleitet. Dieser verbeugte sich lässig, spöttisch lächelnd.

„Verzeibung“, stammelte Klaus und wollte fluchtartig den Rückzug antreten. Doch ein Schritt vorwärts des noch immer überlegen auf ihn blickenden Widersachers hemmte seinen Fuß.

„Sie wünschen?“ fragte der unbequeme junge Mann. „Ich wollte —“ stotterte der sonst in allen Sätteln gerechte Klaus ziemlich hilflos, „der gnädigen Frau — diese Blumen bringen.“

„Meine Frau wird sich sicher freuen“, entgegnete der Gatte der Dame mit dem schwarzen Reiter und trat auf Klaus zu, ihn von der gärtnerischen Anlage zu befreien.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen“, sagte, auf den gedekten Tisch deutend, der Unbekannte. „Sie sehen, ich habe Sie erwartet“, fügte er schalkhaft hinzu.

„Nein, danke! Ich will doch lieber —“ erwiderte Klaus und ging entschlossenen Trittes zur Tür.

„Noch einen Augenblick“, rief der Fremde, Klaus' Brieftasche, die er ihm unmerklich entwendet hatte, hochhaltend.

„Hier, mein Herr, Ihr Eigentum, dem ich mit bestem Dank alles Bargeld entnehme. Sie kamen, mir meine Frau zu stehlen. Ich ließ Sie kommen, Ihre Brieftasche zu stehlen. Daß mein Vorhaben gelang und Sie sich erfolglos bemühten, ist Ihr Pech. Rechtlich mag ich gefehlt haben, menschlich sind Sie der weit größere Schuft. Wenn man schon stiehlt, so muß man auch den Mut haben, Dinge zu nehmen, auf deren unrechtmäßigem Erwerb Gefängnisstrafe steht. Aber feige sein und rauben wollen, was dem Gesetz nach vogelfrei — Ruhe und Glück eines anderen Menschen — das ist in „unseren Kreisen“ nicht Sitte. Ein anständiger Dieb begeht seinen Einbruch in die Ehe anderer Leute, er beanagt sich mit dem Geldschrank.“

Und zur Tür tretend und mit bezeichnender Gebärde den völlig verdutzten Klaus hinausweisend, schloß er: „Lassen Sie sich dies Erlebnis als Lehre dienen. Sollten Sie wieder einmal Lust haben, sich als „Meisterdieb“ zu versuchen, so nehmen Sie sich in acht, daß man Ihnen nicht nimmt, was Sie dem anderen stehlen wollten — die Ehre!“

Reise u. Verkehr

Die Kreuzed-Bahn. (In acht Minuten in die Gletscher der Hochalpen.) Schon Ende April soll, wie uns aus München berichtet wird, die neu errichtete Seilbahn zum Kreuzed bis zur Höhe von 1652 Meter ihren Betrieb eröffnen. Ein Mitarbeiter der Reichszentrale für deutsche Verkehrswerbung hatte Gelegenheit, eine Probefahrt mit dieser Seilbahn, durch die das Gebiet der deutschen Hochalpen erschlossen werden wird, zu unternehmen und gibt uns folgendes Bild: In dem weiten Tale von Garmisch-Partenkirchen, unweit der Aule-Alm, ist der kleine Bahnhof der neuen Seilbahn errichtet. Man steigt in den bequemen Wagen der Bahn und ist in acht allzu kurzen Minuten mitten in den Bergen des ewigen Schnees. Von dem Plateau auf dem Kreuzed reicht der Blick bis zum Walchensee und zur Stadt Murnau, und er nimmt am Abend noch das Blinkfeuer des Münchener Flughafens wahr. Auf der anderen Seite dehnt sich das ganze Wettersteingebirge mit der Zugspitze, das wild zerklüftete Höllental in grandioser Größe vor dem Bergfaher. Ein Stil aus knapper Sachlichkeit ist hier inmitten der Majestät der Alpen geschaffen: Bahn, Stützen, Rabinen, Gebäude. Ein kleiner Dieselmotor auf der Höhe — das ist die einzige große Kraftquelle der Bergbahn. Für die ganze Strecke von 2200 Meter, bis zur Höhe von 1652 Meter, sind hier nur drei Stützen notwendig gewesen, während man bisher 20 oder 25 Stützen oder Träger gebraucht. Dadurch konnte der Fahrpreis niedrig gestaltet und die Schnelligkeit erheblich vergrößert werden. Die

Tragselle, die sich über die drei Stützen spannen, haben eine Festigkeit von 220 000 Kilogramm und sind angespannt mit 50 000 Kilogramm, besitzen daher also die enorme Reservefestigkeit von 170 000 Kilogramm, so daß jeder sein Leben ihnen unbesorgt anvertrauen darf. Die Kabinen fassen 26 Personen; sie können bei einem Verkehr mit zehn Minuten Abstand und einer Geschwindigkeit von durchschnittlich 4,6 Meter in der Sekunde, in jeder Stunde 150 Fahrgäste befördern. Der Fahrpreis wird sich auf etwa 2 M. stellen. Die Bahn verkehrt nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter, und sie wird gerade in der kalten Jahreszeit auch den Skisportlern die Möglichkeit geben, vom Kreuzed aus die Gefilde des ewigen Schnees leicht zu erreichen. Der Fahrgast wird in einer neuen Autobuslinie vom Bahnhof Garmisch-Partenkirchen in wenigen Minuten zum Bergbahnhof befördert, wo er unmittelbaren Anschluß zur Höhenfahrt hat. Die Fahrt, so berichtet unser Mitarbeiter, ist nur einem Gleitflug vergleichbar. Das Bild, das der Fahrgast des Flugzeuges im Flug über die Alpen gewinnt, dieses phantastische, überwältigende Bild der Alpenketten aus der Höhe, wird auch durch den Acht-Minuten-Ausflug mit der neuen Kreuzedbahn vermittelt.

Neue Bücher

„Richard Strauß' Briefwechsel mit Hugo v. Hofmannsthal“. (Paul Zsolnay Verlag, Berlin.) Der Sohn des Komponisten Herr Dr. Franz Strauß, veröffentlicht hiermit die Korrespondenz zwischen seinem Vater und dem Dichter Hofmannsthal; „von allem Unwesentlichen und allem Persönlichem gereinigt“ — bietet sie einen Einblick in die künstlerische Werkstatt von Komponist und Librettist, wie das bisher wohl noch nie geboten wurde. Und jedenfalls noch nie zu Lebzeiten der betreffenden Autoren! Nun also: viel für Opernkomponisten und „Librettisten und solche, die es werden wollen, bleibt das Buch eine unerschöpfliche Fundgrube des Lernens. Aber auch den größeren Leserkreis, so weit diesem die Strauß-Hofmannsthalschen Werke bekannt sind — es handelt sich um „Rosentavaler“, „Elektra“, „Ariadne auf Naxos“, „Josef-Legende“ und „Frau ohne Schatten“ — wird dieser schriftliche Meinungsaustausch über Anlage, Gestaltung, Verbesserungen und endliche Fertigstellung der verschiedenen Werke lebhaft interessieren. In dem Bestreben, das gerade in Arbeit befindliche Werk zur höchstmöglichen Vollendung emporzuführen, sind sich die beiden Verfasser natürlich durchaus einig; im einzelnen kommt es bei der Verschiedenheit der Charaktere bisweilen zu Mißverständnissen und Differenzen, — doch nie zu einer ernstlichen Trübung der Beziehungen. Bei Hofmannsthal spricht nur eben mehr der idealische Poet und Ästhet — bei Strauß mehr der praktische Theaterkennner und „Musikant“, wie er sich selbst einmal nennt. Immer wieder quält er seinen Dichter um neue Stoffe mit amüsanten Handlung, mit Dialog, Arien usw. Denn — so meint er — „den Wagnerschen Rüstpanzer“ habe er nun „definitiv abgestreift“. Persönliches findet man, wie angemerkt, nur selten. Eine Aufforderung von Strauß zu gemeinschaftlicher Reise durch Italien im eigenen Auto — deutet auf die brillanten, vorkriegszeitlichen Verhältnisse. Zu Beginn des Krieges schreibt Strauß: „Inmitten all des Unerfreulichen das — ausgenommen die glänzenden Talente unserer Armee — diese Zeit bringt, ist Arbeiten die einzige Rettung. Sonst käme man um — vor Ärger über die Talentlosigkeit unserer Diplomatie, unserer Presse; über des Kaisers Entschuldigungsstelegramm an Wilson und all die Würdelosigkeiten, die sich die Leute zuschulden kommen lassen. Wer wird aus diesem deutschen Volke klug; dieser Mischung von Talentlosigkeit und Genie, Verortismus und Bedientenhaftigkeit! Siegen müssen wir ja (?) und daß dann alles wieder verpfuscht wird, das wissen die Götter.“ Und dann wird wieder fleißig weiter gearbeitet. Bei seinem letzten Werk „Intermezzo“ wurde Strauß dann, wie bekannt, wieder sein eigener Textdichter.

O. D.

„Ludwig Richter und Goethe.“ Von Oberstudiendirektor Dr. F. Breuer. Mit 53 Abbildungen. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge zwischen Goethe und Ludwig Richter — der eine reicht in das Biedermeier hinein, der andere lebte in ihm — werden in dieser Gegenüberstellung überzeugend sichtbar. Das Büchlein wirft Schlaglichter auf das Zueinanderstehen zweier im allgemeinen als grundsätzlich verschieden angesehener Perioden, ohne sich mit abstrakter Begrifflichkeit zu belasten. Ebenso behandelt es reizvoll das Verhältnis des bildenden Künstlers zum darstellenden. Eine bei aller Schlichtheit mit seinem künstlerischen Verständnis dem Inhalt angepaßte Ausstattung macht das Buch auch

äußerlich zu einem jederzeit anregenden Geschenkbuch. Die dem Text beigegebenen 53 Abbildungen spiegeln für sich schon getreulich den Angleichungsvorgang wieder, der sich in Richter vollzog.

„Scheffel, der Zeichner und Maler“ von Dr. Josef August Beringer. (Verlag von Armin Gräff, Karlsruhe.) Zum ersten Mal wird hier eine zusammenfassende Würdigung der bisher in weitem Maße noch unbeachtet gebliebenen Leistungen des Dichters J. W. von Scheffel auf dem Gebiete der bildenden Künste gegeben. Im Rahmen einer durchweg feinen Ausstattung sind die Reproduktionen nach Originalzeichnungen besonders reizvoll und als Drucke ausgezeichnet gelungen. Der bekannte badische Kunsthistoriker Dr. J. A. Beringer ging in eindringlicher Weise dem Problem der Wahl zwischen Maler- oder Dichterberuf in Scheffels Leben nach und hat an Hand der Zeichnungen den Beginn des Übergewichtes der poetischen Welt gegenüber den eigentlich bildnerischen Aufgaben im Überhandnehmen rein psychologische Motive während der Säckinger Zeit in interessanter Weise dargelegt. Das Büchlein, das als erste Gabe des Scheffelbundes an seine Mitglieber verteilt wird, wird allen Scheffelverehrern als Beginn der Veröffentlichungen aus dem noch unbekannten Dichternachlaß, Gutes verheißend, sehr willkommen sein.

„Gesetz über Devot- und Depositen-geschäfte“ vom 26. Juni 1925. Textausgabe mit Durchführungsbestimmungen der wichtigsten Länder, Anmerkungen und Sachregister von Dr. Ernst Winkler. (Verlag Georg Stilke, Berlin NW. 7.) Der Text des Gesetzes ist kommentiert und gleichzeitig sind zu den einzelnen Gesetzesparagrafen die Durchführungsbestimmungen der wichtigsten Länder hinzugefügt worden, die sich außerdem noch einmal zusammengefaßt im Anhang des Kommentars finden.

„Romain Rolland, „Das Theater des Volkes.“ Ästhetische Abhandlung über die Neugestaltung des Theaters, überleitet von Toni Roth. (Rotapfelverlag, Zürich.) Es ist nicht die Begeisterung und die kämpferische Haltung des Wertes, was ihm heute noch seinen ungeschmälersten Wert sichert, sondern das Fundament, auf das Rolland sein Manifest aufbaute, das ungewöhnliche Wissen, die umfassende Kenntnis sowohl der historischen Grundlagen als auch der modernen Probleme des Volkstheaters. Rolland durchforstet die gesamte Weltliteratur nach Worten, die sich für das Volkstheater ausnützen lassen: Sophokles, Ivo de Vega, Calderon, Shakespeare, die französischen und deutschen Klassiker, Wagner, Raimund, Anzenruber, Tolstoi, Gorki, Gerhart Hauptmann. Er beleuchtet die Männer und Zeiten, die ihm in ähnlichen Bestrebungen vorangegangen sind: Rousseau, Diderot, den deutschen Sturm und Drang, Herder, den jungen Goethe, die Bemühungen und Erlasse der französischen Revolution, die Volkstheater in Wien, Berlin, Brüssel, Gent, Paris u. a. Er entwirft schließlich in großen Zügen den Umriss einer Geschichte der Volkstheater.

„Abriss der deutschen Dichtung.“ Nebst einer Einleitung: Vom Wesen der Dichtung und einem Anhang über: Die deutsche Sprache. Die griechische Tragödie. Shakespeare. Von Studienrat Dr. S. Röhl. 3. verbesserte Auflage. (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das gut ausgestattete Buch, von dem jetzt die 3. Auflage nötig geworden ist, will zum Verständnis der poetischen Schätze unserer deutschen Dichtung aus ihren entwicklungsgeschichtlichen Bedingungen heraus anleiten. Es beschränkt sich auf die Dichter und Werke, die uns heute noch etwas zu geben haben. Das 19. Jahrhundert, dessen Dichtung heute gesteigerte Bedeutung zukommt, wird ausführlicher behandelt als sonst im allgemeinen üblich. Röhl vermeidet es daher, sich in den Kampf der Meinungen zu mischen, seine Darstellung der Gegenwartsdichtung beschränkt sich kluger Zurückhaltung allen ungesägten Fragen gegenüber. Beibehalten sind alle Ergänzungen, die dem Buch von jeher eine besondere Note verliehen. Vom Wesen der Dichtung, Die griechische Tragödie, Shakespeare.

„Jahrbuch für Tier- und Gartenfreunde 1926.“ Das bei Friedrich Otto Müller, Verlag, Altenburg, Thür., erschienene „Jahrbuch für Tier- und Gartenfreunde 1926“, herausgegeben von Direktor Georg Holthum, Gumpenweiler, ist mit seinem reichen Inhalt für jeden Tier- und Gartenfreund ein aus praktischer Erfahrung schöpfender, wertvoller Ratgeber. Die zweckmäßigen Aufschreib- und Rechnungsspalten ermöglichen eine genaue Kontrolle der Zucht- und sonstigen Ergebnisse jeder Art. Die vielen nützlichen Anregungen, die das Buch bietet, werden ihm bald viele Freunde erwerben, um so mehr, als die überaus übersichtliche Anordnung des Jahrbuchs dieses zu einem Lexikon für jeden Tier- und Gartenfreund macht, das auf jede Frage zuverlässige Auskunft gibt.